

Virtuoser Magier

Zum Tode von **Zoltán Kocsis**

Von *Matthias Kornemann*

Un musicien passe“ heißt ein schönes filmisches Porträt aus dem Jahr 2000 (man kann es auf YouTube ansehen), und darin sagt Zoltán Kocsis, manchmal fühle er sich wie ein Priester, manchmal wie ein Handwerker, gelegentlich wie ein Entertainer und zugleich wie ein Lehrer. Damit hat er mehr über sein so schwer zu beschreibendes Künstlertum verraten, als er in diesem privaten Augenblick vielleicht ahnte. An jedem dieser Pole erwarteten den 1952 in Budapest Geborenen (dessen Namen man Kotschisch ausspricht) unerhörte Gaben, aber keiner Richtung gab er sich ganz hin; er war immer alles zugleich und wahrte eine Mitte, in der das Zaubersche und das Lehrhaft-Meisterliche sich durchdrangen und gelegentlich sogar aufhoben. Abseits des Podiums spielte er gern den Narren, gab sich lausbüßisch und gelegentlich sogar grob. Auf der Bühne aber verwandelte er sich zu einem im wahrsten Sinne beredten Protagonisten interpretatorischer Aufrichtigkeit. Beredt, denn welcher andere Große konnte sich so lässig vor den Flügel stellen und souverän parlierend in eine Komposition einführen? Kocsis gelang es auch in eigenwilligen, klugen Einführungstexten. Aus der Rolle des herkömmlichen reisenden Virtuosen drängte es ihn früh heraus – wir hatten es nicht „nur“ mit einem Pianisten zu tun, sondern mit einem kompletten Musiker, der auch komponierte, forschte, unterrichtete und in den letzten Jahren mit einer wahren Hingabe dirigierte.

Kocsis standen pianistische Mittel zur Verfügung, deren volles Maß vielleicht nur die Kollegen würdigen konnten. So uneitel und selbstverständlich entledigte er sich des Schwierigsten, dass manchem Hörer gar nicht bewusst wurde, was er da gehört hatte. Bei Backhaus

war das ähnlich. Kocsis konnte alle drei Bartók-Konzerte an einem Abend spielen. Gewiss, das tun einige andere auch, aber wohl keiner bewältigte den unfasslich schweren Mittelteil des Adagios aus dem zweiten Konzert mit solch irrwitziger, drängender Aggressivität wie Kocsis. Diese fünfzig Takte lang pulsierenden Zwölfton-Ballen und irrlichternden, kaum spielbar schnellen Skalen verwandelte er in eine geradezu psychedelische pianistische Grenzerfahrung. Wer zum Vergleich hört, mit welcher Betulichkeit sich Lang Lang oder András Schiff durch diese Passagen ackern, bekommt eine Ahnung von der einsamen Höhe, in der dieses Virtuositentum anzusiedeln war.

Kein anderer Pianist hat mehr für die Verbreitung der Klaviermusik seines Landsmanns Bartók geleistet als er. Man kann geradezu behaupten, er habe dieses Œuvre noch einmal erfunden, das wir zuvor nur in dürrer Monochromie gekannt hatten. Kocsis gab ihm Farbe und eine gewisse Gefälligkeit, ohne den vitalen Elan dieser Musik zu mindern,

Mal fühlte er sich wie ein Priester, mal wie ein Handwerker

er entdeckte kaum erwartete poetische Facetten und erfüllte sie mit einer Klangfinesse, die sich die Älteren niemals gestattet hätten. Diese interpretatorische Perspektive hatte sich auch Kocsis zu erarbeiten; der Bartók seiner Jugendjahre wirkt noch recht traditionshölzern.

Doch Kocsis war mehr als ein Bartók-Spezialist. „Der kann alles spielen“, bemerkte sein Kollege Bernd Glemser einmal neidlos, und seine Kunst, die sich jenseits eines unverwechselbaren Individualstils bewegte, war unerhört wandelbar. Die b-Moll-Sonate Rachma-



Foto: Archiv

ninows, eines der in Musikhochschulen und auf Wettbewerben meistgeschändeten Werke der letzten Jahrzehnte, zelebriert er in einer maßvollen Noblesse, die all die heißlaufenden Jungpianisten regelrecht desavouiert. Selten wurde das kontrapunktische Maßwerk des Kopfsatzes in all seiner weitgespannten Kühnheit schöner nachgezeichnet als hier. Gleiches gilt für das dritte Klavierkonzert. Den marktüblichen emotionalen Exzessen begegnet er noch in forciertesten virtuoson Attacken mit geradezu provozierender Clarté.

Auch für Debussy fand Kocsis seinen ganz eigenen Tonfall. Es drängte ihn nicht bis zu den Grenzen des klanglich Möglichen. Aber hinter der verblüffen-

den Natürlichkeit, mit der so experimentelle und auch meist zersplitternde Studien wie „Brouillards“ bei Kocsis vorbeiziehen, arbeitet ein unvergleichlicher Sinn für das richtige Timing.

Unter seinen Händen entfalteten sich solche Préludes mit der gleichen magischen Richtigkeit wie große Sonatenerzählungen. Es wirkt, als müsse da einer gar nichts gestalten, sondern könne sich selbst einfach gelassen zuhören. Höheres kann ein Musiker kaum erreichen. Mit nur 64 Jahren ist Zoltán Kocsis am 6. November in Budapest gestorben. ■